In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 89. Posen, den 7. Oktober 1927. Nr. 89.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von **Moritz Band.**

8. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Kopf hoch, lieber Ludwig," sagte Graf Waldstein, der neben ihm stand. „Kopf hoch! Dein Leben beginnt erst, denn du bist der Welt Großes schuldig!"

Wehmütig sah Beethoven auf seinen edlen Gönner hin.

„Und meine armen Brüder?"

„Auch für sie wird gesorgt werden, lieber Beethoven! Aber jetzt will ich dich allein lassen, allein mit deinem Schmerz und widme dem Andenken deines unglücklichen Vaters ein stilles Gebet. Gott hab' ihn selig!"

Beethoven blieb allein und faltete andächtig die Hände zum Gebet.

„Dein Wille geschehe im Himmel, wie auf Erden!"

In stummer Andacht blieb er lange, lange in Beten und Weinen allein . . .

— — — — — — — — — — — — —

Es war ein trauriges Weihnachtsfest, das Ludwig in Wien und seine beiden Brüder in Bonn verlebten, und ein Schimmer von Freude erhellte sein Antlitz, als Graf Waldstein ihm ein in Goldpapier geschlagenes Päckchen als Weihnachtsgruß aus Bonn überreichte.

Mit bebenden Fingern öffnete er Papier und Schachtel und fand darin ein fein gesticktes Halstuch, das in der Ecke den von kleinen gestickten Röschen umkränzten Namenszug L. v. B. trug.

„Von ihr?" jubelte Beethoven auf.

„Ja, von Eleonore von Breuning, die deiner gedacht hat und dich herzlichst grüßen läßt," sagte Waldstein lächelnd. „Ein kleiner Trost in deinem Leid!"

„Die Gute, Liebe!" sagte Beethoven leise, fast nur für sich hin. Ihm fiel ein, wie sehr er sich kürzlich an ihrer edlen Reinheit und an ihrer Liebe versündigt hatte . . .

„Für sie will ich leben, für sie sterben!" rief er dann begeistert. „Sie soll mein Leitstern, mein höchstes Ziel im Leben sein!"

„Und deine Kunst!" ergänzte der Graf.

„Und meine Kunst!" wiederholte Beethoven und sah mit fast visionärem Blick vor sich hin . . .

IV.

Die Lehrjahre des Meisters.

Mit leidenschaftlichem Eifer widmete Beethoven sich seinen Studien. Nun galt es, an dem Aufbau seiner Existenz zu arbeiten und die Hoffnungen zu erfüllen, die er selbst wie sein edler Gönner Graf Waldstein hegten. Der alte Meister Haydn empfand schon nach den ersten Tagen des Beisammenseins, daß in Beethoven ein gewaltiges Talent schlummere, dessen Erweckung der Musik neue Bahnen eröffnen würde. Diese Erkenntnis hatte aber ganz merkwürdigerweise nicht die erwartete und eigentlich selbstverständliche Wirkung, sich diesem hervorragenden Schüler mit besonderer Hingebung zu widmen, sondern die Sorge vor einem überragenden Nebenbuhler und senile Eitelkeit hielten Haydn zurück, Beethoven die so notwendige Förderung angedeihen zu lassen. Das Schicksal hatte Haydn seinen Nebenbuhler Mozart durch dessen frühzeitigen Tod aus dem Wege geräumt — sollte er sich da einen neuen, noch gewaltigeren selbst heranbilden? . . . Beethoven merkte die kühle und wenig hingebende Haltung des Meisters gegen sich, und von Woche zu Woche traten mehr Störungen im „Unterricht" ein, der eigentlich keiner war. Haydn unterhielt sich mit Beethoven über Tagesfragen, gab ihm hie und da theoretische Unterweisungen, und meistens sprach er über seine eigenen Werke, die er dem jungen Hörer als Muster der Tonkunst hinstellte. Seine Meisterschaft war wohl unbestritten, und Beethoven war voll Verehrung für Haydn, aber er fühlte es, daß er auf diesem Wege nicht vorwärts kommen würde.

Diese Tatsache dem Grafen Waldstein zu entdecken, scheute er zurück, denn dieser hätte seine Erkenntnis für Undank und Ueberheblichkeit angesehen, und so entschloß er sich denn, auf eigene Faust andere Wege einzuschlagen.

Im Hause Haydns hatte Beethoven bereits einige namhafte Musiker kennen gelernt, denen sich der junge Künstler gerne anschloß und denen er in lebhaftem Gespräche oft sein Leid klagte. Haydn verstand es nicht, systematisch Unterricht in der Harmonielehre zu erteilen, die Beethoven mit Eifer anstrebte. Der Lehrer paßte nicht zum Schüler, der hochstehende, in konservativer Kunst groß gewordene Meister nicht zum himmelstürmenden, leidenschaftlich nach neuen Wegen suchenden, seines Genies bewußten Schüler. Was dem einen an Erfahrung zu Gebote stand, ermangelt ihm an Schöpferkraft, und der Junge, in dem es überquellend gärte und brodelte, fand nicht die hingebende Lehre bei Haydn, nach der er suchte und strebte.

Trotz äußerlicher Harmonie verstanden sich die beiden nicht, und nur mit Widerstreben hielt Beethoven die Formen seines Verkehrs mit Haydn aufrecht, solange er dies vermochte. In seiner richtigen Anschauung wurde Beethoven nachhaltig bestärkt, als Haydn über ein Trio, das bei einer Soirée im Palais des Fürsten Lichnowsky zur Aufführung gelangte, sich abfällig äußerte.

Beethoven hatte drei Trios geschrieben (opus 1 — er fing, seine Jugendarbeiten außer acht lassend, seine Wiener Arbeiten mit neuen Zahlen an), welche Fürst Lichnowsky in seinem Palais der vornehmen Musikwelt vorführen ließ. Die namhaftesten Wiener Künstler und Kunstfreunde — selbstverständlich darunter auch Haydn — waren zu der Produktion eingeladen, und die Trios machten in diesem Kreise ganz außerordentliches Aufsehen. Auch Haydn sagte seinem Schüler viel Schönes über seine Arbeiten, riet ihm jedoch, das dritte (in C-Moll) nicht herauszugeben. Das fiel Beethoven sehr auf, da er selbst es für das beste hielt, wie es auch tatsächlich der Fall war und allseits auch späterhin erkannt wurde. Diese Aeußerung Haydns machte auf Beethoven einen ungemein bösen Eindruck und bestärkte ihn in seiner Meinung, daß Haydn sein erwachendes Talent mit Neid und Mißgunst betrachte. Aber trotzdem hielt er an dem Meister fest, denn sein Werk und sein Können

war es, an dem er sich künstlerisch entwickelte und emporrankte, und wenn Haydn auch kein Lehrer nach seinem Geschmack war, lernte er doch an ihm und seinen Werken, was zu seiner eigenen Entwicklung notwendig war.

Bald darauf lernte Beethoven durch den angesehenen Musikfreund Abbé Gelinek Johann Baptist Schenk kennen, den Komponisten der damals viel gespielten Oper „Der Dorfbarbier", der bedeutend jünger als Haydn, theoretisch wie praktisch ein ganz ausgezeichneter Musiker war, und der sich gern bereit erklärte, Beethoven Unterricht zu erteilen. Sechs Monate hatte dieser bei Haydn Kontrapunkt gelernt und stand immer noch bei der ersten Uebung, was er gegenüber seinem Freunde Gelinek sehr beklagte. Der letztere nahm sich der Sache an und führte Beethoven mit Schenk in seiner Wohnung zum erstenmal zusammen und empfahl Schenk, das so hoffnungsvolle Talent in seine Obhut zu nehmen.

Schon am nächsten Tage erschien Schenk in der Wohnung Beethovens, dessen Klavierspiel und dessen Phantasien ihn ganz in Bann geschlagen hatten, und fand auf dem Schreibpulte einige Sätze von den ersten Uebungen des Kontrapunktes liegen. Nach kurzer Durchsicht gewahrte er bei jeder Tonart etliche Fehler. Da er nun gewiß war, daß der Schüler mit den grundlegenden Regeln des Kontrapunkts noch nicht vertraut war, gab er ihm das bekannte, treffliche Lehrbuch von Josef Fux „Gradus ad parnassum" zur Durchsicht der weiter folgenden Uebungen.

„Das müssen S' zuerst studieren, lieber Beethoven," sagte er, auf das dickleibige Buch klopfend, „ohne den Fux kommt keiner in der Musik vorwärts. Zu solchen Unterweisungen hat der gute Vater Haydn jetzt keine Zeit, denn er arbeitet jetzt an ein paar größeren Werken, und da hat er den Kopf mit seinen Sachen voll."

„Das habe ich auch schon bemerkt," erwiderte Beethoven, „darum begrüße ich Abbé Gelineks Vorschlag, mich an Sie zu halten, mit wahrer Freude."

„Ich will Ihnen recht gern an die Hand gehen, aber unter einer Bedingung . . ."

„Und die wäre?" fragte Beethoven neugierig.

„Der Haydn darf davon nichts wissen, daß ich mit Ihnen arbeite."

„Von mir soll er es ja gewiß nicht erfahren!"

„Auch von anderer Seite darf es nicht sein! Sie werden also Ihre Arbeiten zuerst mir vorlegen. Ich werde sie genau durcharbeiten und, wo es notwendig ist, korrigieren, und damit der Haydn gewiß nichts merkt, müssen Sie halt die ganzen Sachen nach der Korrektur noch einmal abschreiben und ihm erst dann vorlegen. Ein kleiner Schwindel wohl, aber er ist in Ihrem Interesse notwendig."

Damit war das neue, geheime Lehrverhältnis abgeschlossen, das vom August bis in den Mai des nächsten Jahres dauerte. Neben Schenk nahm Beethoven, durch den Ruf des Meisters angezogen, auch noch bei Johann Georg Albrechtsberger, der damals Kapellmeister an der Sankt Stephanskirche war und als Kirchenkomponist für Orgel und Klavier in der ersten Reihe stand, Unterricht im Kontrapunkt, und da er bestrebt war, in allen Sätteln gerecht zu sein, wandte er sich auch noch an den Direktor der Oper Antonio Salieri, bei dem er die freien Formen und dramatische Komposition lernen wollte.

So stand der ehrgeizige und strebsame junge Beethoven unter der Leitung von vier Meistern, deren Eigenart auf ihn fruchtbar einwirkte, die selbst aber mit dem Schüler durchaus ganz zufrieden waren. Alle erkannten und würdigten die Genialität ihres Schülers, aber sie fanden ihn „so eigensinnig und selbständig, daß er manches durch harte Erfahrung hatte lernen müssen, was er vorher nie als Gegenstand eines Unterrichtes habe annehmen wollen."

— — — — — — — — — — — — —

So war das erste Jahr seines Aufenthaltes in Wien vergangen, und in den musikalischen Kreisen der Residenz hatte Beethovens Namen schon Klang und Geltung gewonnen. In den adeligen Häusern war er oft zu Gast, da man sein Klavierspiel zu schätzen wußte und er auf diesem Wege Eingang in die Kreise der Mäzene der Musik fand, ohne welche es damals kein Vorwärtskommen gab. Beethovens Charakter ließ den jungen Menschen alles eher sein als ein Fürstendiener, aber er war besonnen genug, seine demokratische Gesinnung verborgen in seiner Brust zu tragen, bis er hoch genug gestiegen sein würde, um selbst ein Fürst in seinem Reiche zu sein . . .

Das Wohnen im Palais des Grafen Waldstein war ihm bald unbehaglich geworden, denn der Graf weilte nur wenig in Wien, und mit den übrigen Insassen des Palais, den näheren und entfernteren Verwandten der Familie und gar mit den Beamten und Domestiken, wollte er keineswegs zu tun haben. Auch das unliebsame Abenteuer mit der Zofe Therese, die übrigens bald darnach ihre Stellung im Hause verlassen hatte, hatte dazu beigetragen, ihm den Aufenthalt im Waldstein-Palais unbehaglich zu machen.

So schrieb er denn eines Tages einen recht devoten Brief an den Grafen, der wieder in Bonn weilte, und bat in demselben unter Hinweis auf seine beiden Brüder, die ihn seit Monaten mit Bitten bestürmten, nach Wien zu kommen, um die Erlaubnis, das Palais verlassen zu dürfen, um sich eine selbständige Wohnung — ein möbliertes Zimmer — zu nehmen. Die Kosten würde er von dem ihm gewährten Stipendium selbst tragen, und überdies habe er Aussicht, für einige seiner Arbeiten einen Verleger zu finden, dessen Honorare es ihm ermöglichen würden, auf eigenen Füßen zu stehen. Im übrigen hoffe er, seinen Brüdern in Wien Stellungen verschaffen zu können, so daß er ruhigen Gemütes in die Zukunft sehen könne . . .

Seinen Brüdern schrieb er zu gleicher Zeit, daß er ihrem Drängen nachzugeben bereit sei, obwohl er selbst noch lange keine gesicherte Existenz in Wien habe, und gebot ihnen, sich mit dem Herrn Grafen in Bonn ins Einvernehmen zu setzen.

Graf Waldstein war wie aus den Wolken gefallen, als er Beethovens so merkwürdigen Brief erhielt. Was fiel dem Ungebärdigen, über dessen Eigenheiten und Schrullen er von vielen Seiten zu hören bekam, denn ein, daß er das sichere Nest in seinem Palais aufgeben und, selbst noch jung und unverständig, sich die Obhut über seine beiden jüngeren Brüder auf den Hals laden wolle?

Beethoven erschien ihm verrückt, zumindest unüberlegt und leichtsinnig, da er damit sein ganzes Dasein, sein Studium und seine künstlerische Entwicklung aufs Spiel setzen konnte. Er beschloß, ihm ganz energisch von seinem Vorhaben abzuraten und wollte ihm ehestens in einem ausführlichen Brief seine Ansicht mitteilen.

Bevor es aber dazu kam, erschienen bei ihm im Bonner Fürstenschloß die Brüder Kaspar und Nikolaus und brachten nun in Ludwigs und ihrem eigenen Namen die Bitte vor, nach Wien zu ihrem Bruder gehen zu dürfen. Das geringe Geld, das der Kurfürst den beiden Waisen als Gnadengabe überwiesen, und der Erlös aus dem Verkauf der entbehrlichen Habseligkeiten reichten gerade noch aus, um für beide die Reise nach Wien zu bezahlen und dort einige Zeit bescheiden leben zu können, bis sie beide Stellungen gefunden hätten.

„Meint Ihr," erwiderte ihnen Graf Waldstein, „daß das in Wien so leicht geht?"

„Jedenfalls eher als in Bonn," meinte Kaspar, „dort haben wir wenigstens den Bruder, dessen Name anfängt bekannt zu werden, während wir hier niemand haben, der sich unserer annimmt."

„Ich dachte, die Familie Breuning," warf der Graf ein.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Vagantengeschichten.

Von Engelbert Wittich.

(Nachdruck verboten.)

Das verpfändete Saitenspiel.

Zwei Zigeuner wollten eine Geige verhandeln. Aber sie wurden das Saitenspiel nicht los. Da verabredeten die beiden braunen Schelme folgenden Streich: Einer von ihnen sucht eine Schänke auf, um reichlich zu tafeln. Weil er aber justament kein Geld habe zur Bezahlung der Zeche, macht er dem Vetter Wirt den Vorschlag, ihm sein Instrument, eine alte, teure Meistergeige, zum Versatz dazulassen, bis er wieder zurückkomme, um die Schuld zu begleichen. Der Wirt ist damit auch einverstanden. Darauf geht der Zigeuner fort.

Wie zufällig kommt nach einiger Zeit — so wie sie es vorher ausgemacht hatten — der andere Zigeuner in das Wirtshaus. Auch er hat eine Geige und möchte sie gern verkaufen. Der Gastwirt jedoch bedauert, indem er nebenbei auch die Geigengeschichte erwähnt. Auf das lebhafteste Verlangen des Zigeuners zeigt er ihm auch das versetzte Instrument. Dieser erklärt sofort enthusiastisch, das wäre ein Meisterinstrument, ein seltenes, teures Stück, und er würde dafür gleich 800 Mark geben, das sei es zwischen Brüdern wert, zumal er auch schon einen Liebhaber dafür wüßte. Eifrig gibt er dem Wirt den guten Rat, die Geige einzuhandeln, wenn der Eigentümer zurückkehre. Dann werde er diese — mit einem netten Profit für den Gastgeber — wieder zurückkaufen.

Dieser, der das Geflunker des schwarzen Gauners für bare Münze nimmt, verspricht es ihm. Nobel spendiert der Zigeuner noch zwei Flaschen Wein, hinterläßt umständlich seine, angeblich genaue Adresse und verschwindet.

Schon am Abend erscheint der erste Zigeuner wieder, um selbe Schuldigkeit in Ordnung zu bringen und die verpfändete Geige einzulösen. Der profitliche Wirt, in der Hoffnung, auf leichte Art ein gutes Geschäft zu machen, handelt dem scheinbar sich sträubenden Zigeuner, nach langem Hin und Her, endlich die Geige um 200 Mark ab, nebst einem guten Vesper. Nachdem der Zigeuner tüchtig gegessen und getrunken, völlig zufrieden mit sich und der Welt, die ja bekanntlich betrogen sein will, verduftet er mit dem Geld. Gleich setzt sich jetzt unser hoffnungsvoller Wirt hin und schreibt dem anderen Zigeuner eilfertig, er möge flugs kommen und die Geige holen, er habe sie schon gekauft. Der Brief kommt aber als unbestellbar zurück. Mißtrauisch geworden, geht der gute Mann zum Schullehrer und läßt die Geige begutachten. Resultat: das wäre eine gewöhnliche Violine, welche den bezahlten Wert l a n g e n i c h t habe.

Als hernach der saubere Geigenhandel im Orte ruchbar wurde, zeigte sich wieder einmal die Wahrheit des Sprichwortes: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen." Und heute noch wartet der hereingefallene Wirt auf den spitzbübischen Zigeuner!

*

Die Henne, das Luder . . .

Eine Zigeunerin kam in ein Bauernhaus, um zu betteln. Es ließ sich aber im ganzen Hause niemand blicken. Da ergatterte die Gaunerin geschwind eine ihr unvorsichtig in den Weg gelaufene Henne, und wollte ihr gerade mit einer geschickten Handbewegung den Hals umdrehen, als sie Schritte hinter sich hörte. In der Meinung, sie wäre von einem der Hausbewohner überrascht worden, ließ sie das Huhn schnell wieder fahren und schimpfte dabei laut: „Geh weg, du Luder, es lauft mir immer nach, das Luder!" Es war aber kein Hausangehöriger, sondern eine — a n d e r e Stammesgenossin.

*

Der Zigeunerknecht.

Ein Zigeunerknecht oder „Wallato", wie das fahrende Volk einen solchen Armen der Aermsten nennt, wollte immer wissen — da er zum ersten Male bei einer Zigeunergesellschaft engagiert war —, wie man Igel fängt. Die Zigeuner welche gern einen Spaß machen, benutzten die Gelegenheit und machten mit dem neugierigen Knecht, der von Haus etwas begriffsstutzig war, einen Scherz. An einem schönen mondhellen Abend wird er von ihnen mit auf die Igeljagd genommen. Unter einen Baum legten die Zigeuner einen offenen, leeren Sack. Auf Geheiß hatte der gutmütige Knecht zwei Ziegelsteine mitgeschleppt. Mit den Steinen mußte er auf den Baum klettern und oben sitzend die Backsteine kräftig zusammenschlagen und laut damit klopfen. Durch das Klopfen würden dann die Igel herbeigelockt und von selbst in den Sack hineinspazieren. Der naive Zigeunerknecht glaubte das auch und klopfte wirklich zum Gaudium der ihn aus der Ferne beobachtenden Zigeuner eine geschlagene Stunde lang. Endlich aber rief er mit kläglicher Stimme vom Baum herab: „Aber jetzt verkrafte ich es bald nimmer. Ich klopfe schon so lang und es kommt kein Igel. Ich kann fast nicht mehr."

„Er solle nur noch eine Weile aushalten und noch ein wenig klopfen," antworteten ihm die Zigeuner belustigt, „es sei jetzt nahe daran, daß die Igel kommen würden."

Und ist es ihm seither nicht zu dumm geworden, so sitzt er noch immer auf dem Baum und klopft!

*

A n m e r k u n g. Bekanntlich ist der Igel gewissermaßen die „Nationalspeise" der Zigeuner. Er wird von ihnen bei Tage selbst gesucht, bei Nacht nur durch dazu extra abgerichtete sogenannte Igelhunde.

Chinesische Anekdoten.

Man küßt in China anders als in Europa. China kennt nicht den Kuß von Eltern und Kindern, Geschwistern oder Freunden. China kennt nur den Kuß der Verliebten. Er wird anders gegeben als in Europa. Er hat drei Momente: 1. das Anschmiegen der Nase an die Wange des geliebten Wesens. 2. Ein langes Einatmen durch die Nase, begleitet von einem Senken der Augenwimpern. 3. Ein leichtes Klatschen der Lippen, ohne daß der Mund die Wange berührt. Die Chinesen sind auf ihre Art zu küssen sehr stolz. Sie nennen das das „ideale Rascheln der Liebe".

Voll Verachtung sehen sie auf den Kuß der Weißen. „Die Europäer schröpfen die Frauen," sagen sie, und den ungezogenen Kindern von Cochinchina wird gedroht mit dem „ekelhaften Kuß der Weißen".

*

Sehr poetisch ist die Sage, die erzählt, wie die chinesische Musik entstanden ist. Der Musiker Ling-Lun war von seinem Kaiser ausgeschickt worden, ein System der Töne zu finden. Er begab sich auf die Suche danach und kam auf seiner Reise auch an die Ufer des großen Flusses Hoang-Ho. Dort vernahm er den mannigfaltigen Gesang unzähliger Vögel. Er schnitzte sich Pfeifen aus Bambusrohr, stimmte für jede Art des Vogelgesanges eine dieser Bambuspfeifen ab und bildete am Hoang-Ho aus einer Schar Knaben ein Orchester, das zum erstenmal chinesische Musik machte: Schilfgeflüster, Waldvogellieder und Möwengekreisch vereint.

*

Der sehr gebildete und feinfühlige Mandarin Pong hatte Befehl, den ihm zur Erziehung anvertrauten kaiserlichen Prinzen mit Freundlichkeit und Nachsicht zu belehren, Herbheiten und Derbheiten aber zu vermeiden.

Eines Tages, als er mit seinem erlauchten Zögling den gewohnten Spaziergang machte, stießen sie auf eine Schafherde, und der Lehrer fragte, was das für Tiere seien: „Schweine!" antwortete das Prinzlein. „Sehr gut, ausgezeichnet," bemerkte der Mandarin. „Euer Hoheit hat bis zu einem gewissen Grade vollkommen recht: denn sie haben vier Beine wie die Schweine, und wenn sie nicht mit Wolle bedeckt wären, so könnten es tatsächlich Schweine sein, indes nennt man die Schweine, die mit Wolle bedeckt sind, für gewöhnlich Schafe."

*

Der Forschungsreisende Zintgraff hatte einst in Peking Gelegenheit, bei einer Hinrichtung die groteske Höflichkeit der Chinesen zu beobachten. Der Henker trat, das nackte Schwert in der Faust, an den Delinquenten heran, machte ihm einige sehr achtungsvolle Verbeugungen und hielt eine Rede an ihn, in der er tausendmal um Verzeihung bat, daß ein so erhabenes Haupt jetzt durch eine so unwürdige und schmutzige Hand fallen müsse.

*

In den chinesischen Archiven hat man einen Erlaß des Kaisers Kienlong aus dem Jahre 1786 gefunden, in dem es heißt:

„Ich, Kaiser von China, gebe dem König der Hölle Befehl, die Seelen der vier Europäer, die im vorigen Jahre im Kerker meines Landes gestorben sind, freizugeben.

Zugleich gebe ich dem König des Himmels den Befehl, diese vier Seelen in sein Reich aufzunehmen.

Peking, im Jahre 1786. Kienlong von China."

Der Befehl bezieht sich auf zwei Franziskanerpater, Sacconi und Magni, und zwei ungenannte Europäer, die im Jahre 1785 eingekerkert waren und in der Haft starben. Weshalb sie gefangengesetzt wurden, geht aus den Berichten nicht hervor. Jedenfalls aber entdeckte man ein Jahr nach ihrem Tode, daß sie u n s c h u l d i g gestorben waren. Es mußte ihnen deshalb das „Gesicht" wiedergegeben, ihre Ehre wiederhergestellt werden, welchem Zweck das kaiserliche Edikt dienen sollte. Nach Erlaß des Edikts wurden die Leichen ausgegraben und mit vielen Ehrenbezeigungen erneut in Peking bestattet.

*

„Dahin sind wir also jetzt mit unserer Politik der offenen Tür gekommen!" sagte 1927 der englische Kaufmann O'Swald in Hongkong ärgerlich zu seinem Geschäftsfreunde, dem chinesischen Handelsherrn Mang-Ping.

„Ja!" sagte der witzige Mang-Ping ein wenig schadenfroh, „jetzt zeigt es sich, daß Notausgänge für euch fast ebenso wünschenswert sind."

*

In Peking sollte eine moderne, reformierte konfuzianische Kirche entstehen mit Vortragssälen, Betsälen, Klubräumen und Badezimmern. Durch reiche Spenden wurde die dazu nötige Summe bald aufgebracht, aber sie wurde verbraucht, um ein Eisenbetonfundament für einen Turm im Boden zu machen. So hat der Begründer die Freude, einen schönen, runden, sehr festen Betonplatz in seinem Garten zu haben, der allerdings während des Spätsommers überschwemmt ist und einen Teich bildet. Statt der Verkündung der Lehre quaken die Frösche im Teich.

*

Zwei deutsche Seeoffiziere machten einst von Tsingtau aus einen Ausflug nach Peking. Hier beschlossen sie, einmal echt chinesisch zu dinieren. Die Speisekarte sah geröstete Haifischflossen, geschmorte Lilienstengel, gedämpfte Regenwürmer und ähnliche Köstlichkeiten vor. Beim letzten Gang fand der eine der Offiziere in der gewürzigen Tunke einige Späne von menschlichen Fingernägeln. „Mensch," fragte er da seinen Kameraden, „was hältst du davon, ist das nun eine Delikatesse oder ist das eine Schweinerei?"

Von den „Wundern" unserer Zeit.

Bei dem Wunder von Konnersreuth, der in Ekstase verfallenden Therese Neumann, streiten die Gelehrten herum, ob es wirklich möglich ist, daß das Mädchen lebt, wenn es — außer kleinen Teilchen der Hostie — keinerlei Nahrung zu sich nimmt. Man behauptet, daß man diesen Angaben nicht ohne weiteres Glauben schenken könne, sondern erst das Mädchen unter genaue Beobachtung stellen müsse.

Ist es weniger wunderbar, wenn Adorée Alombert, ein vollkommen normales Mädchen, das zur Zeit von den Londoner Aerzten untersucht wird, überhaupt niemals geschlafen hat? Ihr gesamter Organismus ist in Ordnung, aber Schlaf kennt sie nicht. Wenn sie müde ist, ruht sie sich stehend aus, verliert aber nie das Bewußtsein von sich. Sie kann einfach nicht schlafen. Diesen Zustand länger als zwanzig Jahre zu ertragen, scheint wirklich die Grenzen der menschlichen Ausdauer bei weitem zu übersteigen. Und doch sind aus Menschen- und Tierreich sehr viele andere und ähnliche Beispiele anzuführen. Zum Beispiel gibt es im Londoner Zoologischen Garten einen Papagei, der zweiundfünfzig Jahre lang keinen Tropfen Flüssigkeit zu sich genommen hat. Unglaublich!

Aber Tatsache!

Auch die Leistung des 96jährigen James Hocking, der an seinem letzten Geburtstage einen vierzehnstündigen Spaziergang machte und dabei 80 Kilometer zurücklegte, ist nicht ohne weiteres achselzuckend abzutun. Wer sie unterschätzt, sollte selber den Versuch machen!

Langlebigkeit gehört ebenfalls heute noch in dieses Gebiet des Erstaunlichen. In Botton in Ungarn lebte ein Ehepaar, von dem der Mann 172, die Frau 164 Jahre alt wurde; sie waren im ganzen 142 Jahre verheiratet. Das genügt, um sich einzuleben.

Das Gedächtnis manches Menschen grenzt auch an das Unglaubliche, indem es Leistungen ermöglicht, die dem Durchschnittsmenschen unmöglich wären und ihn daher zu einer kopfschüttelnden Verwunderung veranlassen. Wenn zum Beispiel ein Pariser Weinhändler imstande ist, mit verbundenen Augen nicht weniger als acht verschiedene Weine auseinanderzuhalten und zu bestimmen, so mag man diese erstaunliche Fähigkeit allenfalls auf seine Uebung und Gewöhnung in dieser Richtung zurückführen, — ausschließlich phänomenale Gedächtnisleistung ist es aber, wenn ein berühmter Schachspieler (Pillsbury) nicht weniger als zwölf Schachpartien und eine Whistpartie gleichzeitig spielen konnte. Pillbury erinnerte sich nach Beendigung dieser Partie jedes einzigen Zuges, der gemacht worden war!

In manchen Fällen wiederum ist es die menschliche Geduld und Zähigkeit, die man staunend bewundern muß. Es gibt Menschen, die auf den Raum einer Briefmarke einen ganzen Roman schreiben, oder doch sozusagen einen Roman, und es gibt überall in der Welt Inschriften, die dem Verfasser mindestens ebensoviel Kopfzerbrechen und Mühe gemacht haben, wie dem Entzifferer. Das sind natürlich nur Spielereien, die aber dartun, was dem menschlichen Geist durchzusetzen möglich ist, wenn er seine ganze Beharrlichkeit und Energie an eine Aufgabe setzt. Unter diesen Inschriften verdient die Grabinschrift des Prinzen Silo, eines spanischen Edelmannes, an erster Stelle genannt zu werden. Sie sieht folgendermaßen aus:

TICEFSPEC	NCEPSFECIT
ICEFSPECN	INCEPSFECI
CEFSPECNI	RINCEPSFEC
FSPECNIRP	PRINCEPSFE
SPECNIRPO	OPRINCEPSF
PECNIRPOL	LOPRINCEPS
ECNIRPOLI	ILOPRINCEP
	S
PECNIRPOLI	ILOPRINCEP
SPECNIRPO	LOPRINCEPS
FSPECNIRP	OPRINCEPSF
EFSPECNIR	PRINCEPSFE
CEFSPECNI	RINCEPSFEC
ICEFSPECN	INCEPSFECI
TICEFSPEC	NCEPSFECIT

Diese Inschrift erscheint auf den ersten Blick sehr rätselhaft und verlockt dazu, sich an einem Regensonntag den Kopf an ihr zu zerbrechen. Aber selbst wenn man den Sinn entdeckt und den Schlüssel gefunden hat, bleibt eine amüsante Aufgabe übrig. Der Schlüssel heißt: „Silo Princeps Fecit" (das heißt: Prinz Silo machte es), und dieser Satz ist, wenn man mit dem in der Mitte stehenden S beginnt, nicht weniger als 270 mal herauszulesen. Also frisch auf zum Versuch! 270 mal! Es darf keines fehlen!

Dürers Madonnen.

M. Thausing schreibt in seiner berühmten Biographie Albrecht Dürers, neu verlegt bei der Deutschen Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 61, über die Madonnen Dürers, daß sie ehrbare deutsche Bürgersfrauen als Vorbild haben.

So oft Dürer die Mutter Gottes abgebildet hat, immer erhält sie bei ihm vorwiegend durch die Beziehung zum Kinde ihre Bedeutung. Meist ist sie irgendwie mit demselben beschäftigt. Wenn Engel oder Heilige sie umstehen, so ist deren Aufmerksamkeit ausschließlich dem Kinde gewidmet. Diese Unterordnung Mariens ist nicht minder in einer besonderen theologischen Richtung, als in der abstrakteren deutschen Gemütsart begründet.

Dürers Madonna hat nicht die Selbständigkeit, nicht die Anmut und den sinnlichen Reiz, wie die der italienischen Meister. Auch den Heiligenschein hat sie bald abgelegt. Es ist die Nürnberger Mutter, wie sie leibt und lebt. In der Nürnberger Wochenstube, voll von dienstfertigen Gevatterinnen, erblickt sie das Licht der Welt, sie trägt sich als ehrbare deutsche Bürgersfrau bis auf die Hängetasche und den Schlüsselbund. So sitzt sie spinnend und weisend in der Werkstätte Josephs, des Zimmermanns, oder mit einem Buch in der Hand in der Landschaft, umgeben von einer sanften nordischen Tierwelt oder von geschäftigen Engelskindern. Und diese Engelein sind, so wie der Jesusknabe, wirklich spielige Kinder ohne Altklugheit und Sentimentalität. Dürers Maria kennt nur ein Gefühl, das der Liebe zu ihrem Sohne. Sie säugt ihn in stiller Freude, sie bewundert ihn auf ihrem Schoße, sie herzt und preßt das Kind, unbekümmert darum, ob ihr das auch steht, ob sie dabei bewundert wird. Und diese Mutterliebe wächst mit dem Sohne groß, genährt an der Verehrung für ihn, doch auch an Kummer und Leid um ihn. Darum blüht ihr auch nicht wie in Italien die ewige Jugend der alten Götter. Sie wird alt und gebrechlich, da sich sein Geschick erfüllt. Als Matrone breitet sie die Arme über die Leiche des gemarterten Sohnes, und ohnmächtig von übergroßem Schmerz, liegt sie am Fuße des Kreuzesstammes. Wer da noch Schönheit und Grazie vermißt, der darf nur aus seinen Wünschen keine Anklagen gegen Dürer und die deutsche Kunst ableiten.

Allerlei Wissen.

Der neue Weg zum guten Buch!

Die 350 000 Mitglieder zählende „Deutsche Buch-Gemeinschaft" in Berlin SW. 61, Teltower Straße 29, gibt in mustergültigen und künstlerischen Halblederbänden die Werke der zeitgenössischen Dichter sowie die hervorragendsten Schöpfungen der Weltliteratur zu erstaunlich billigen Preisen nur an die Mitglieder ab. Die Verbilligung wurde durch den Zusammenschluß Hunderttausender erreicht. Die Mitgliedschaft umfaßt keine Bindung auf längere Zeit. Für den vierteljährlichen Mitgliedsbeitrag von 3.90 Mk. erhält das Mitglied nicht nur einen prächtigen Halblederband nach eigener Wahl, sondern außerdem die zweimal im Monat erscheinende Zeitschrift „Die Lesestunde" kostenfrei zugesandt. Große neue Werbeschrift „Noe" sendet die D. B.-G. auf Wunsch gern kostenlos zu.

Gehirnwellen? Ein italienischer Psychologe hat Versuche gemacht zum Nachweis der Möglichkeit, vom Gehirn aus elektrische Wellen zu erzeugen. Er benutzte bei seinen Versuchen hypnotisierte Personen, die er zusammen mit einem Radioempfangsapparat in einen metallenen Käfig verbrachte, um so jede Möglichkeit des Herankommens von Wellen anderer Art an den Empfangsapparat zu verhindern. Es gelang ihm während der Versuche, bis jetzt nicht aufgeklärte Arten von Wellen zu empfangen, die er auf Ausstrahlungen des Gehirns zurückführte.

Die englische Modeindustrie. Nach Berichten der englischen Textilindustrie sind ein Siebentel der arbeitenden Bevölkerung in England im Tuchhandel beschäftigt. Es gibt mehr als 280 000 Schneider in England, 200 000 Damenschneiderinnen und Modistinnen. Im Seiden- und Kunstseidenhandel sind 40 000 Angestellte beschäftigt. Im Spitzengewerbe 24 000. Der Seidenhandel ist fünfmal größer als vor dem Kriege, da nahezu jede Frau und jedes Mädchen heute seidene Strümpfe trägt.

Fröhliche Ecke.

Logik.

Eine reizende junge Dame, die mit Feuereifer Wohltätigkeitslose vertrieb, bot ein solches Los auch einem alten Griesgram an.

„Danke! Ich verzichte!" sagte der Griesgram brummig.

„Aber sehen Sie, der erste Gewinn ist ein prächtiges Auto!" ermunterte ihn die junge Dame mit einem bezaubernden Lächeln.

„Ich brauche kein Auto! Und überdies will ich auch gar nicht gewinnen!" sagte miesepetrig der Griesgram.

„Dann nehmen Sie doch dieses Los, das ist eine Niete, darauf gewinnen Sie nicht," sagte die tüchtige Verkäuferin.

Diese logische Antwort imponierte dem alten Griesgram und er kaufte das Los.

Ein Egoist.

Bubi Hansi sagt zu seiner kleinen Spielgefährtin!

Lotte: „Ich wünsche mir, daß ich mal das große Los gewinne. Dann bekomme ich ganz viel Geld."

Lotte: „Ach, Bubi, dann gibst du mir doch die Hälfte ab?"

Bubi: „Nee!"

Lotte: „Aber Bubi, ich bin doch deine Freundin, den vierten Teil könntest du mir doch wenigstens geben."

Bubi: „Nee!"

Lotte: „Weshalb denn nicht?"

Bubi: „Wünsch dir das große Los man alleene!"

Meier am Meer. Herr Meier kommt zum erstenmal an die See. Er geht an den Strand, gerade als die Flut ist und findet dort seinen Geschäftsfreund Müller, der voriges Jahr pleite ging, mit zwei großen Eimern, die er mit Meerwasser gefüllt in den Badeort trägt. Als Meier am nächsten Tage an den Strand kommt, ist Ebbe. Neidisch guckt Meier vor sich hin und sagt: „Donnerwetter, muß Müller gestern verdient haben."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.